Zum Gedenken an Andreas Engström



Andreas Engström und Bastian Zimmermann bei der Übergabe des Positionen Magazins durch die Mitgründerin und langjährige Redakteurin Gisela Nauck im Jahr 2018

Es gibt Menschen, bei denen man sich nur schwer vorstellen kann, dass es sie irgendwann nicht mehr geben soll, weil sie sich auf so eigentümliche Weise in das eigene Denken eingeschrieben haben. Nicht nur als Freund, als Gegenüber, sondern als eine Art innerer Gesprächspartner, der auch dann noch weiterredet, widerspricht, lacht, zweifelt, nachfragt, wenn man gerade nicht weiterweiß. Andreas Engström war für mich ein solcher Mensch. Und vielleicht ist genau das der Grund, weshalb sich dieser Abschied so endgültig anfühlt.

Kennengelernt hatten wir uns schon vor Positionen, wie man sich in dieser kleinen, oft etwas zu kleinen Welt der zeitgenössischen Musik eben kennenlernt. Man begegnet sich auf Festivals, in Konzerten, bei Gesprächen, irgendwann in Berlin, irgendwann in München, irgendwann nach Mitternacht, irgendwann mit einem Getränk in der Hand und einer Frage, die schon wieder viel zu grundsätzlich wird. Aber richtig näher kamen wir uns 2018. Andreas war in München, zur Ernst-von-Siemens-Musikpreisverleihung, und suchte für diese Tage eine Bleibe. Ich weiß noch, wie er damals auftauchte: mit dieser ihm eigenen Mischung aus Zurückhaltung und Präsenz, aus Schalk, Skepsis, Wärme und einem Wissen, das nie vorgeführt werden musste und gerade deshalb immer da war.

© Peter Wicke

Andreas hatte einen eigenen Charakter. Das klingt vielleicht banal, ist es aber nicht. Viele Menschen haben Meinungen, Haltungen, Geschmäcker, professionelle Profile. Andreas hatte Charakter. Eine wunderbare Intelligenz, einen trockenen, manchmal verschrobenen Humor, eine Aufmerksamkeit für Nebenwege, für abseitige Musiken, für biografische Verästelungen, für Szenen, die nicht sofort im Scheinwerferlicht standen. Er konnte sehr freundlich sein und zugleich gnadenlos genau. Er konnte herzlich lachen und im nächsten Moment eine Bemerkung machen, die eine ganze kulturpolitische Gemengelage in sich zusammenfallen ließ. Er war kein Mensch des bloßen Betriebs. Er war einer, der sich dem Betrieb aussetzte, ihn kannte, ihn auch brauchte, aber ihm nie ganz glaubte.

Dann kam das Angebot, die Positionen zu übernehmen. Andreas fragte mich, ob ich es mit ihm zusammen machen wolle. Rückblickend wirkt diese Frage heute wie der Anfang eines großen gemeinsamen Abenteuers, aber damals war sie erst einmal sehr konkret: Wollen wir dieses Heft, diese Zeitschrift, diesen Ort des Sprechens über aktuelle Musik gemeinsam weiterführen? Wollen wir nicht nur verwalten, was da ist, sondern etwas verändern? Wollen wir uns dieser Aufgabe aussetzen, mit allen Hoffnungen, mit allen Mühen, mit allen Rechnungen, E-Mails, Textabgaben, Druckterminen, Auseinandersetzungen, all dem, was hinter einem Heft steht und was am Ende doch niemand sieht?

Wir wollten.

Und das Besondere war: Wir waren uns einig. In den großen Fragen waren wir uns erstaunlich schnell sehr nah. Wir wollten kein Heft fortführen, das nur deshalb existiert, weil es schon lange existiert. Wir wollten kein Organ der Selbstbestätigung einer Szene sein. Wir wollten die Positionen einem Relaunch unterziehen, inhaltlich und auch im Design. Wir wollten dieses Magazin öffnen, schärfen, neu befragen. Was ist aktuelle Musik? Wer spricht darüber? Wer wird gehört? Welche Begriffe tragen noch, welche sind nur noch leere, aber gut geförderte Gewohnheiten? Was lässt sich mit einem Heft überhaupt noch tun in einer Gegenwart, die so schnell redet und so schlecht zuhört?

Viele Jahre haben wir dann fast jeden Tag miteinander gesprochen. Oft haben wir uns gesehen, manchmal live, oft im Videochat. Ich glaube, ich habe Andreas in dieser Zeit häufiger gesehen als meine Partnerin. Es gab diese tägliche Vertrautheit der Arbeit: kurze Abstimmungen, lange Diskussionen, große Pläne, kleine Katastrophen. Manchmal ging es um einen Text, manchmal um eine Überschrift, manchmal um eine Autorin, manchmal um Geld, manchmal um eine ganze Ausgabe, manchmal nur um die Frage, ob ein Gedanke wirklich trägt oder ob er nur so tut. Und dann wieder ging es um alles: um Musik, um Politik, um Berlin, um Schweden, um die Szene, um Kunst, um Müdigkeit, um Krankheit, um Freundschaft.

Überhaupt war das vielleicht eine seiner großen Fähigkeiten: Er konnte zuhören. Er hörte genau hin. Er hörte auf Musik, auf Stimmen,

auf Szenen, auf Atmosphären, auf das, was gesagt wurde, und auf das, was lieber nicht gesagt wurde. Er interessierte sich für Volks- und Weltmusik, für Subkulturen, für Entwicklungen in Mitteleuropa, im Nahen Osten, in Südostasien, für all jene musikalischen und kulturellen Zusammenhänge, die man nicht versteht, wenn man nur innerhalb der bekannten Förder- und Festivalkarten denkt. Von seinen Reisen brachte Andreas ein Wissen mit, das nicht nur aus Fakten bestand. Es war ein Erfahrungswissen. Ein Wissen über Menschen, Orte, Gespräche, politische Spannungen, kleine Szenen, seltsame Konzerte, schlechte Hotels, gute Abende, über all das, was Musik erst zu einer sozialen Wirklichkeit macht.

Andreas war Musikwissenschaftler, Redakteur, Kurator, Kritiker. Er studierte Musikwissenschaft in Schweden und arbeitete als freier Autor, Herausgeber und Kritiker für zahlreiche Publikationen im europäischen Raum, darunter Dagens Nyheter, Svenska Dagbladet, Seismograf, Tempo und viele mehr. Über viele Jahre war er Chefredakteur der schwedischen Musikzeitschrift Nutida Musik und als Autor und Co-Autor an wichtigen Publikationen zu Klangkunst und Kunstmusik in Skandinavien beteiligt. In Berlin war er einer der Initiator*innen und Kurator*innen von KONTRAKLANG, jener Konzertreihe, deren Einstellung infolge ausbleibender Förderung bis heute eine Lücke hinterlässt. Auch in Jurys war seine Stimme wichtig, unter anderem bei der inm – initiative neue musik berlin.

Er gehörte zu den selten gewordenen Musikdenker*innen, die den Zeitgeist nicht einfach übernahmen. Er war kein Trendverstärker. Er war auch kein nostalgischer Bewahrer. Er war etwas Schwierigeres: jemand, der prüfen wollte, was gerade behauptet wird. Was heißt es eigentlich, wenn alle plötzlich von Diskurs sprechen? Was bedeutet Diversität, wenn die Entscheidungsstrukturen gleich bleiben? Was passiert, wenn ein Festival sich erneuert, aber nur seine Rhetorik austauscht? Was ist Kritik wert, wenn sie niemandem wehtut? Und was ist Musikkritik, wenn sie nicht mehr bereit ist, jemanden zu verärgern?

Andreas konnte streiten, aus Respekt vor der Sache. Er liebte die Auseinandersetzung und suchte sie. Das machte ihn nicht immer bequem. Wie sollte es auch? Ein wirklich wacher Mensch ist selten bequem. Seine Texte waren unkompromittiert und ehrlich, so wie Musikkritik sein sollte und so selten ist. Manchmal haben wir genau dafür mit ihm gelitten. Manchmal war es anstrengend, manchmal war es zu viel, manchmal hätte man sich gewünscht, dass er es etwas leichter nimmt. Aber dann wäre er nicht Andreas gewesen. Und im Grunde wussten wir: Diese Genauigkeit, dieses Nicht-locker-Lassen, diese Weigerung, aus Freundlichkeit falsch zu werden, war eine seiner großen Qualitäten.

Mit der Zeit traten Veränderungen ein. Die Pandemie verschob vieles. Ich orientierte mich stärker nach München, andere Arbeitsrhythmen entstanden, das tägliche Leben wurde anders organisiert. Und schon in dieser Zeit hatte Andreas das erste Mal die Diagnose

erhalten. Krebs. Dieses Wort, das plötzlich alles verändert. Viele Jahre haben Andreas und ich dann versucht, es zusammenzubringen: ein Heft machen und sich Behandlungen unterziehen. Texte redigieren, während ein Körper nicht mehr selbstverständlich funktioniert. Ausgaben planen, während Termine in Krankenhäusern immer wichtiger werden. Weiterdenken, obwohl die Zukunft enger wird. Irgendwann ging es nicht mehr.

Du fehlst mir, Andreas. Du hast mir schon in deiner Krankheit gefehlt. Weil die Leichtigkeit der täglichen Aufgeregtheiten weniger wurde. Weil nicht mehr jedes Thema automatisch zu einem langen Gespräch führen konnte. Weil man merkte, dass etwas, das einmal fast unendlich schien – diese Arbeit, dieses Denken, dieses Hin und Her der Sätze, dieses gemeinsame Gestalten einer Musikwelt – begrenzt ist. Und jetzt fehlst du noch mehr. Zu definitiv ist die Sachlage. Zu endgültig für ein noch junges Alter.

Ich hätte gern noch viele Jahre mit dir weitergemacht. Ich hätte gern noch viele Hefte mit dir geplant, viele Diskussionen angefacht, viele Texte verschoben, viele Autor*innen überzeugt, viele Mails zu spät beantwortet, viele Förderlogiken verflucht, viele Begriffe geprüft. Ich hätte gern noch viele deiner aufgeregten Telefonate erhalten, in denen du sofort mitten in der Sache warst, ohne große Einleitung, als hätte das Gespräch nie aufgehört. Ich hätte gern noch oft mit dir über die Musikwelt gelächelt, über ihre Lächerlichkeiten, ihre Eitelkeiten, ihre großen Möglichkeiten, ihre kleinen Gemeinheiten. Und ich hätte gern weiter dieses besondere Einverständnis mit dir geteilt: dass man die Dinge ernst nehmen muss, gerade weil sie manchmal so absurd sind.

Die letzten Jahre verbrachte Andreas in Schweden, im Kreis seiner Familie und seiner Freund*innen. Ihnen gilt unser tiefes Mitgefühl. Sie verlieren einen Sohn, einen Angehörigen, einen Freund. Wir verlieren einen Kollegen, einen Denker, einen Redakteur, einen Kurator, einen Kritiker. Ich verliere einen Freund und einen Menschen, mit dem ich einen entscheidenden Teil meines Lebens und Arbeitens geteilt habe.

Was bleibt? Hefte bleiben, Texte bleiben, Erinnerungen bleiben. Aber das klingt zu wenig. Denn Andreas bleibt nicht nur in dem, was er gemacht hat. Er bleibt in der Art, wie man weiter über Musik nachdenken kann: genauer, eigensinniger, weniger opportunistisch, weniger zufrieden mit den einfachen Antworten. Er bleibt als Stimme, die nicht einfach verschwinden wird.

Lieber Andreas, du fehlst.

Bastian
Herausgeber Positionen – Texte zur aktuellen Musik